

7. Transnational multilokale Lebenswelten

Bereits mehrfach wurde darauf hingewiesen, dass Migrantinnen und Migranten mit dem Ortswechsel ihre bisherigen sozialen Bezüge nicht verlieren. Stattdessen bilden sich neue Verbindungen und Austauschformen wie die Überweisung von Rimessen,¹ das Vermitteln von Arbeitsstellen an Verwandte und Freunde oder die Übernahme von Betreuungsaufgaben in transnationalen Familienverbänden. »Die grenzübergreifenden Verflechtungen zwischen den Orten der Herkunft, der Ziele und der Weiterwanderung, aber auch die der Rückkehr sind integraler Bestandteil von Migration« (Faist et al. 2014: 11). Diese Beziehungen sind keine neuen Phänomene, ihnen wurde aber lange Zeit wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Anfangs der 1990er Jahre leiteten die US-amerikanischen Anthropologinnen Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc einen Perspektivenwechsel ein. Sie zeigten die engen grenzüberschreitenden Beziehungen und Praktiken von Migrantinnen und Migranten auf. Bisher wurde Migration vorwiegend mit Bruch, Entwurzelung und Heimatlosigkeit in Verbindung gebracht und der Blick wurde hauptsächlich auf die Integrationsbemühungen im Ankunftsland gerichtet. Die neue Perspektive sollte den Blick weg von der abwertenden Opferkonstruktion und Problemzentriertheit hin zu den Potenzialen und Ressourcen wenden. »Transmigrants are immigrants whose daily lives depend on multiple and constant interconnections across international borders and whose public identities are configured in relationship to more than one nation-state« (Glick Schiller et al. 1995: 48). Der deutsche Soziologe Pries griff den Begriff Ende der 1990er Jahre auf. Er unterscheidet transnationale Beziehungen vom gelegentlichen Austausch früherer Auswanderer mittels Briefen oder sporadischer Besuche. Es handelt sich ihm zufolge um »grenzüberschreitende Phänomene [...], die – lokal verankert in verschiedenen Nationalgesellschaften – relativ dauerhafte

1 Vgl. 7.2 Transnationale Familiennetzwerke.

und dichte soziale Beziehungen, soziale Netzwerke oder Sozialräume konstituieren« (Pries 2010: 13). Die höhere Intensität des Austausches begründet er mit den neuen Technologien, die sehr intensive Austauschbeziehungen über grosse Entfernungen ermöglichen. Diese Kontakte können enger sein als die Kontakte im selben Wohnviertel oder in derselben Stadt. Deshalb spricht Pries von »neuen sozialen Wirklichkeiten [...], die sich über nationalstaatliche Grenzen hinweg aufspannen« (ebd. 2010: 15). Nicht jeder grenzüberschreitende Kontakt ist demnach als transnationales Phänomen zu bezeichnen. Es braucht eine gewisse Regelmässigkeit und Intensität und die Bildung neuer Formen der Vergesellschaftung, »die Elemente der Ankunfts- und der Herkunftsgesellschaft beinhalten« (Pries 2003: 30). Dass die neuen technischen Möglichkeiten die Bedingungen und Möglichkeiten von Migration beeinflussen, ist unbestritten. Ob daraus ein neuer Migrationstyp der »Transmigranten« hervorgegangen ist, wird jedoch kontrovers diskutiert (Geisen 2014: 40). Die deutsche Kulturanthropologin Regina Römhild öffnet den Blick und weist darauf hin, dass sich transnationale Phänomene nicht auf die Migration reduzieren lassen. Auch als sesshaft geltende »Einheimische« sind dank neuen Kommunikationsmitteln beruflich und privat mobil und können transnationale Verbindungen aufrechterhalten (Römhild 2011).² Der Kulturanthropologe Walter Leimgruber warnt vor einer zu einseitigen Betonung der Phänomene »Öffnung, Flexibilität, Prozess und Durchmischung« (2013: 32). Er stellt in vielen gesellschaftlichen Entwicklungen eine Zunahme von »Beharrung« und »Zuschreibung« (ebd.) fest, so beispielsweise bei »Spannungen in Migrationsgesellschaften, wo bei aller Durchmischung vielfältige Konflikte entlang kultureller Abgrenzungen sichtbar bleiben oder sich sogar neu bilden, Zugehörigkeiten mit absolutem Anspruch zur Schau getragen und deren Akzeptanz eingefordert wird – egal, ob es sich um spezifische Gruppen von Migranten oder nationalistisch auftretende Verteidiger kultureller Eigenarten handelt...« (ebd.). Deshalb fordert Leimgruber die Wissenschaft auf, Konzepte zu entwickeln, »welche die Kraft der Bewahrung und der Zuordnung mit den Prozessen der Vermischung und Flexibilisierung verbinden« (ebd.).

Diese gleichzeitige Präsenz von transnationalen Lebensweisen und Beispielen von Bewahrung und an Nationalität festgemachter Zugehörigkeit zeigt sich auch in den beiden Untersuchungsregionen. Die Art und Intensität grenzüberschreitender Verflechtungen unter den Interviewten im Engadin, Avers und Schams sind sehr unterschiedlich. Während die

2 Vgl. 2.1 Migrationsbevölkerung als Untersuchungskategorie.

einen sich nur gelegentlich mit Verwandten austauschen – vorzugsweise mit Instant-Messaging-Diensten wie WhatsApp – und ihre Verwandten vielleicht einmal pro Jahr besuchen, betreuen andere ihre Eltern und pflegen ihre Gemüsegärten im grenznahen Ausland, führen ein multilokales Leben über drei Länder hinweg oder sind Teil eines verzweigten transnationalen Familiennetzwerks. Diese Lebenspraxen werden in den Interviews als Selbstverständlichkeit referiert, mit Vor- und Nachteilen, schmerzlichen Trennungserfahrungen, aber auch erweiterten Perspektiven und Handlungsspielräumen. Die transnationale Lebensweise ist nicht statisch, sondern verändert ihre Muster mit den Lebensphasen. So intensivieren sich mit der Geburt von Kindern – aber auch mit der Pflegebedürftigkeit der Eltern – grenzüberschreitende Kontakte und es entwickeln sich neue Arrangements. Auf der in den Interviews fokussierten individuellen Ebene steht dabei die Familie im Zentrum. Transnationale Praktiken dienen über die Betreuung von Angehörigen hinaus auch zur Kompensation von Mankos wie fehlender sozialer oder kultureller Anbindung. Im Folgenden werden zwei Formen von transnationalen Lebenspraxen vorgestellt, wie sie sich im Engadin, Avers und Schams präsentieren.

7.1 Multilokales Leben

Multilokalität definiert Rolshoven (2006: 181) als »Vita activa an mehreren Orten: Der tätige Lebensalltag in seiner Gesamtheit verteilt sich auf verschiedene Orte, die in mehr oder weniger grossen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger grossen Funktionsteiligkeit genutzt werden.« Die Mitglieder des Arbeitskreises Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklung der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) bezeichnen als Charakteristika des mobilen Lebens »das Wechselspiel zwischen Mobilitäten und Stabilitäten (mobiler Lebensstil und gleichzeitig stabile ›Ankerpunkte‹ und Materialitäten), die Relationalität (Arrangements aus Hier, Dort und Dazwischen), die Prozessorientierung (kontinuierliche Entwicklung und Veränderung u.a. im Lebensverlauf) sowie die Fluidität in der Ausgestaltung (z.B. Haushalts-/Lebensformen sowie Übergänge zwischen Wohnen, Freizeit, Arbeit)« (ARL 2016: 2).

In Graubünden ist multilokales Leben nichts Neues. Über Jahrhunderte hinweg praktizierten die Menschen die Dreistufenwirtschaft in der Landwirtschaft. Eine solche Form von multilokalem Leben führt Axel Schneider, der

die Sommermonate jeweils auf der Alp verbringt und die restlichen Monate in seiner Wohnung im Dorf. Mit dem Wohnortwechsel ändert sich auch seine Beschäftigung. Während er im Sommer hauptsächlich als Alphirt tätig ist, verbringt er den grössten Teil des Jahres mit verschiedenen Dienstleistungen im technischen und landwirtschaftlichen Bereich und aktivem Engagement in verschiedenen lokalen Vereinen. Ganz so klar sind die Sphären jedoch nicht getrennt. Mit dem Auto fährt Axel Schneider innert kurzer Zeit für eine Besprechung oder einen Auftrag von der Alp ins Tal. Kommunizieren kann er auch auf der Alp übers Internet. Da seine Kunden aber hauptsächlich in der Landwirtschaft tätig sind, hält sich die Nachfrage nach seinen Dienstleistungen mehrheitlich an den jahreszeitlichen Rhythmus. Somit hindert ihn sein saisonal multilokales Leben auch nicht an der Partizipation am Gemeindeleben.

Im Herbst, wenn der Alpsommer nachlässt, gehen auch schon wieder die ersten Telefone, dass etwas nicht geht oder so. Aber erst wenn das schöne Wetter vorbei ist. Das schätze ich auch sehr. Diese Saisonalität hilft mir auch. Die Vereine haben Sommerpause. Da kann ich auf die Alp gehen. Ich kann auf die Alp gehen, weil es dann andere Prioritäten im Tal gibt. (Axel Schneider)

Das Beispiel des multilokal lebenden Roberto Conti zeigt, dass sich auch lokale Integration und supra-regionale Mobilität nicht ausschliessen. Als er im Einzugsgebiet seines Wohnortes in Norditalien keine Chancen auf berufliche Weiterentwicklung sah, weitete er seine Arbeitssuche nach Norden aus und wandelte das Ferienhaus im Schams zu seinem zweiten Wohnsitz um.³ Frau und Kinder leben der Arbeit und Ausbildung wegen weiterhin hauptsächlich am bisherigen Wohnort in Italien. Er pendelt vom Schams an seinen 70 Kilometer weiter nördlich liegenden Arbeitsplatz, arbeitet aber auch im Homeoffice für seine Firma. Die Firma fördert diese Arbeitsweise und Roberto Conti kommt sie entgegen. Gerade mitternächtliche Video-Konferenzen mit internationalen Geschäftspartnern in anderen Zeitzonen lassen sich besser von zuhause aus führen. Das Haus im Schams dient jedoch nicht nur als Basis zur Verwirklichung seiner beruflichen Ambitionen. Die Wochenenden verbringt die Familie hier und dort, sowohl in Norditalien, wo auch die betagten Eltern wohnen, als auch im Schams. Für die erwachsenen Kinder und deren Freunde ist das Haus ein attraktiver Ausgangspunkt für Skiferien und idealer Ort

3 Das multilokale Leben von Roberto Conti entspricht nicht dem Muster vom Ferienhaus in den Bergen und Wohn- und Arbeitsort in der Stadt (Perlik 2011: 4).

für Partys. Es übt somit für die einzelnen Familienmitglieder unterschiedliche Funktionen aus. Während das Haus für den Vater primär Ankerpunkt für seine beruflichen Aktivitäten darstellt, dient es dem Rest der Familie als Freizeitort. Der italienische Akademiker engagiert sich trotz hoher Arbeitsbelastung und ebenso hoher Mobilität aktiv in der Gemeinde und interessiert sich für die lokale Natur und Kultur. Er liest regionale Literatur, besucht einen Romanischkurs, um die Lokalsprache zu erlernen, spielt auf Anfrage Orgel in der Kirche und unterrichtet den Nachbarsjungen im Klavierspiel. Gleichzeitig unterhält er enge Bindungen zu seinem Herkunftsort und besucht kulturelle Veranstaltungen zwischen Mailand und Zürich. Sein sozialer Raum spannt sich über Staatsgrenzen hinweg zwischen verschiedenen Ankerpunkten auf. Diese multilokale Lebensweise ermöglicht es ihm, die Qualitäten der verschiedenen Orte zu nutzen sowie seine vielfältigen Interessen und die Bedürfnisse der Familie bestmöglich in Einklang bringen zu können. Negative Begleiterscheinungen der hohen Mobilität – wie der Zeitbedarf für die vielen Ortswechsel – erwähnt Roberto Conti nicht. Während multilokales Wohnen im Zusammenhang mit Zweitwohnungen in Tourismusregionen kritisch diskutiert wird und für die betroffenen Gemeinden eine grosse Herausforderung darstellt, scheint es in dieser individuellen Form ein Gewinn für die Gemeinde zu sein. Roberto Conti zahlt Steuern am Ort und bringt sein kulturelles Kapital in die Gemeinschaft ein, ohne die dörfliche Infrastruktur übermässig zu belasten. Weitere Kontakte mit Migrantinnen und Migranten in der Region zeigen, wie sich die Nutzung der Zweitheime je nach Lebensphase verändern kann und wie unscharf die Trennlinie zwischen Tourismus und Migration ist.⁴ So kann das Ferienhaus beispielsweise in familiären Krisensituationen wie Trennung zum temporären und bisweilen auch permanenten Wohnsitz des einen Partners werden. Das Muster vom Ferienhaus in den Bergen und Wohn- und Arbeitsort in der Stadt wird durch flexible und individuelle Nutzungsformen erweitert.⁵

Multilokalität ist ein sehr vielfältiges Phänomen und die damit verbundenen Wohnsitze lassen sich nicht objektiv beschreiben. Während für den einen der Wohnsitz am Arbeitsort über Jahre hinweg emotional Nebenwohnsitz

4 Der Themenkomplex Tourismus-Migration ist äusserst vielschichtig. Vgl. Lenz (2010) für einen Überblick, Holert und Terkessidis (2006) zu den Migranten, die in ihrem Herkunftsland zu Touristen werden und zu Touristen, die durch den Kauf von Immobilien und die Verlegung des Hauptwohnsitzes zu Migranten werden.

5 Vgl. Perlik (2011). Dieses Phänomen der flexiblen Nutzung von Zweitheimen wäre weiter zu untersuchen.

bleibt und der ursprünglich freizeitdefinierte Zweitwohnsitz im Herkunftsland gefühlsmässiger Hauptwohnsitz ist, fühlen sich andere am Ort der Arbeit zuhause (Rolshoven 2006: 184). Diese unterschiedliche emotionale Gewichtung kann auch innerhalb derselben Familie variieren. Fátima da Silvas italienischer Ehemann verbringt mehrere Monate im Jahr in ihrem Haus in Portugal, wo er sich um einen Olivenhain kümmert und wo er sozial gut verankert ist. Sie und ihre Tochter hingegen fühlen sich stärker im Engadin verwurzelt. Das Haus in Portugal ist für sie Ferienhaus, die Wohnung im Engadin funktionaler und emotionaler Hauptwohnnort. Dieses Beispiel macht deutlich, dass Haupt- und Nebenwohnsitz »nicht zwangsläufig mit Aufenthaltsdauer oder Benutzerfrequenz [korrespondieren]« (Rolshoven 2006: 184). Solche amtlichen, objektiven Indikatoren vermögen die emotionale Dimension von Wohnsitzen nicht zu erfassen. Während die Interviewten im Avers und Schams sich mehrfach deutlich zum Wohnsitz im Tal als emotionalem Hauptwohnsitz bekennen – mit der daraus folgenden durchaus realistischen Perspektive, hier alt zu werden –, bleibt die Zukunft der im Oberengadin Interviewten mehrheitlich offen oder unausgesprochen. Wer keine Kinder und kein Wohneigentum vor Ort hat, zieht einen Wegzug oder Pendeln in Betracht. Mobilität ist hier die Norm oder zumindest nicht abnorm, unabhängig von der Nationalität.

Das multilokale Leben der Interviewten im Avers und Schams findet hauptsächlich über relativ geringe Distanzen statt, vom Dorf auf die Alp, vom einen Bündner Tal als Wochenaufenthalterin zu Ausbildungszwecken ins nächste Tal oder vom Tal ins grenznahe Ausland. Die Interviewten sind gleichzeitig ins öffentliche Leben der Region eingebunden, mit teilweise hohem Engagement. Im Engadin finden sich sowohl solche nahen Formen des multilokalen Lebens wie beispielsweise die Betreuung der betagten Mutter im grenznahen Ausland, als auch solche über weitere Distanzen wie die Zweitwohnung in der Grossstadt oder frühere Lebensstationen ausserhalb der Schweiz. Das persönliche Engagement geht bei diesen Mobilitätsformen über gelegentliche Familienbesuche hinaus. Hauptmotiv für die Mobilität sind die Betreuung von Verwandten und die Kompensation oder Ergänzung dessen, was im Engadin fehlt, an komplementären Wohnsitzen. Eva Lang verbringt insgesamt mehrere Wochen im Jahr in ihrer Stadtwohnung. Von dort besucht sie kulturelle Veranstaltungen, lässt sich dabei für ihre Arbeit inspirieren und knüpft neue Kontakte. Ihr Freundeskreis ist mehrheitlich ausserhalb des Engadins verortet. Dazu gehören aber auch Freunde, die sie ursprünglich als Feriengäste durch ihre Arbeit kennengelernt hat. Ihre

Wohnorte im Engadin und in der Stadt stehen zwar in einem deutlichen Kontrast,⁶ die Sphären durchdringen sich aber. Arbeits- und Freizeitort lassen sich nicht mehr klar trennen, weil Eva Langs private Interessen eng mit ihrem Beruf verknüpft sind.

7.2 Transnationale Familiennetzwerke

In Migrationsstudien wird die Familie erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts vermehrt zum Forschungsgegenstand, obwohl sie für den Migrationsentscheid und die Ausgestaltung des Migrationsprojekts fast immer von zentraler Bedeutung ist. Migrationsprojekte sind oft als Familienprojekte angelegt.⁷ Im Zusammenhang mit Familie und Migration ist fast immer auch von transnationalen Familien die Rede. Damit sind meist multilokale Mehrgenerationenfamilien gemeint. Der Familienbegriff wird also über die Kernfamilie hinaus gefasst und umfasst auch Grosseltern, Onkel und Tanten.⁸ Transnationale Familien leben räumlich getrennt in verschiedenen Ländern, sehen sich aber trotz räumlicher Distanz als eine Einheit und erhalten die familiäre Solidarität aufrecht. Sie bilden über die Staatsgrenzen hinweg soziale Räume und unterhalten enge Beziehungen. Tägliche Kontakte in den Social Media ermöglichen einen Austausch über das Alltagsgeschehen in Echtzeit. Grosseltern pendeln mehrmals jährlich zur Enkelbetreuung hin und her. Regelmässige Urlaubs- und Verwandtenbesuche sowie die Teilnahme an Familienfesten festigen die Beziehungen.⁹

Die Interviewten in den Untersuchungsregionen migrierten mehrheitlich vor der Familiengründung. Beim ursprünglichen Migrationsentscheid standen persönliche Interessen im Vordergrund, zum Teil beeinflusst von Migrationserfahrungen der Eltern oder Geschwister. Für die heutige und zukünftige Ausgestaltung des Migrationsprojekts sind die unterdessen geborenen Kinder und ihr Wohlergehen jedoch von zentraler Bedeutung.¹⁰ Zu Beginn

6 Hilti (2013: 149) spricht von Gegenwelt.

7 Vgl. Pries (2010: 37) und Geisen (2014).

8 Vgl. Geisen (2014); im Rahmen dieser Forschung blieb die Interpretation des Begriffs »Familie« den Interviewten überlassen, was und wen sie damit meinen und welche Beziehungen in diesem Zusammenhang für sie relevant sind.

9 Vgl. Pries (2010: 13ff.).

10 Vgl. 5.6 Kinder (des-)integrieren.

steht die Aneignung des Ortes im Zentrum, gefolgt von Bildungsaspirationen für die Kinder, später beeinflussen die Zukunftspläne der Kinder auch jene der Eltern. Milan Ivanić und seine Frau bleiben nicht zuletzt deshalb nach der Pensionierung im Engadin, weil ihre Kinder fest in der Schweiz verwurzelt sind. Andere können sich für das Alter ein Pendeln zwischen ihrem Herkunftsort und dem Lebensmittelpunkt der Kinder vorstellen.

Familienmitglieder im Herkunftsland werden zuweilen zwar finanziell unterstützt, diese Hilfe stellt aber für die Interviewten kein Hauptmotiv der Migration dar. Die diesbezüglichen Erwartungen oder gar Forderungen scheinen wenig ausgeprägt zu sein. Die Interviewten stellen sich als autonome Personen dar, die über ihr Einkommen und das Ausmass der Unterstützung von Angehörigen selbst bestimmen können.¹¹ Die Äusserungen zur Überweisung von Rimessen sind selten. Wer von Unterstützung spricht, stellt dies als Selbstverständlichkeit dar, für Omar El Kader basieren diese materiellen Zuwendungen auf seinem Glauben.

Die Religionen sagen alle dasselbe. Helfen, helfen, einander helfen. [...] Ich muss dem Staat helfen mit der Arbeit und ich muss dem Betrieb helfen mit der Arbeit, ich muss den Armen helfen, den Kranken. [...] Leben ist nur gegenseitige Hilfe. Wir bekommen von jemandem Hilfe und müssen wieder jemandem helfen. [...] Das Leben ist nicht nur ich und meine Kinder. Es gibt auch drei oder vier Familien in Ägypten, denen ich jeden Monat Geld schicke. Das ist alles eine Einheit. Und jemand nur für sich allein hat verloren. (Omar El Kader)

Um seine Familie unterstützen zu können, schränkte und schränkt sich Omar El Kader ein. Seine Frau und sein älterer Sohn zogen erst in die Schweiz, als seine finanziellen Mittel eine gleichzeitige Unterstützung der Familie in Ägypten zuließen. Auf Ferienreisen verzichtet die Familie zuweilen zugunsten von Rimessen an ihre Angehörigen in Ägypten.

Sicher einmal in der Woche telefoniere ich mit meiner Mutter. Vorher war das ein Problem. Es gab kein WhatsApp und nichts. Und da habe ich gesagt, besser nur einmal im Monat telefonieren und die fünfzig Franken schicken. Aber jetzt ist zum Glück alles gut. (Omar El Kader)

11 Das Thema ist sehr persönlich und viele Interviewte möchten diesen Aspekt nicht an die Öffentlichkeit tragen.

Die Höhe der Rimessen hängt gemäss Manuel Carvalho auch mit dem Aufenthaltsstatus und den Zukunftsperspektiven zusammen. Demnach schicken zumindest portugiesische Kurzzeitaufenthalter mehr Geld ins Herkunftsland als Niedergelassene. Diese leben meist mit ihrer Familie im Engadin und sehen sich vor Ort mit höheren Lebenshaltungskosten konfrontiert. In den Interviews sind Äusserungen zu Erwartungen oder Forderungen der Familie rar. Carla Pinheiro, die vor mehr als 15 Jahren als junge Frau ins Engadin kam, ist hier eine Ausnahme.

Die Arbeit war nicht schwierig. Ich hatte keine Schwierigkeit, denn ich wollte lernen. Aber es war schwierig, weil ich allein war. Meine Eltern telefonierten nicht. Und manchmal, wenn sie anriefen, war es, um mich um Geld zu bitten (trauriges Lachen). Es war ein wenig... mein Mann war nicht da. Ich wollte telefonieren, aber hatte kein Handy. Es war wirklich sehr sehr schwierig. (Carla Pinheiro)

Die Unterstützung erfolgt oft gegenseitig. Wer in der Schweiz lebt, zahlt die Reise, die Besucherinnen und Besucher helfen ihrerseits bei der Kinderbetreuung, seltener bei der Arbeit.

Meine Grossmutter kam das erste Mal, als meine Tochter zur Welt kam. [...] Letztes Jahr kam mein Cousin. Ich versuche, sie so oft wie möglich einzuladen, ihnen die Möglichkeit zu geben, die Welt zu sehen. Denn sie haben keine Chance, Geld zum Reisen zu sparen. Ich bringe sie hierher. Sie helfen ein wenig putzen und so, schauen zu den Kindern, reisen ein wenig. (Sumalee Buchli)

Mit zunehmender Gebrechlichkeit der Eltern intensivieren sich die familiären Kontakte und unter Umständen auch die Beziehung zum Herkunftsort. Damit einher geht bei vielen Interviewten im Engadin das Bewusstsein, dass an diesem Ort ein Leben nach der Pensionierung schwierig ist. Die Lebenshaltungskosten sind im Verhältnis zur erwartbaren Altersrente hoch. Eine allmähliche Rückkehrorientierung ist die Konsequenz, und zwar nicht nur bei Migrantinnen aus der Grenzregion.¹² Wer aus dem grenznahen Ausland stammt, kann den Erwartungen nach mehr Unterstützung und Präsenz besser gerecht werden. Regelmässige Besuche sind in der Freizeit möglich. So kümmert sich Silvia Stefanelli zurzeit wöchentlich um ihre Mutter und den gemeinsamen Gemüsegarten im Veltlin. Über grössere Distanzen bleiben nur

12 Vgl. 5.7 Zukunftsaussichten.

gelegentliche Besuche, regelmässige Telefonanrufe und tragfähige transnationale Familiennetzwerke, welche die Absenz einzelner Familienmitglieder aufzufangen vermögen.

Die Definition der transnationalen Familie trifft auf verschiedene Interviewte und ihre Familien zu. Das Familiennetzwerk von Teresa Bivetti, Carla Pinheiro und Pedro da Cunha soll hier exemplarisch dargestellt werden. Teresa Bivetti war die erste, die ins Engadin zog. Eine Freundin hatte ihr ihre erste Stelle im Tal vermittelt. Sie heiratete einen einheimischen Landwirt. Während der Sommerferien lud sie jeweils ihren Bruder ein. Er verbrachte die Ferien bei seiner Schwester und deren Familie und verdiente etwas Geld als Helfer im Landwirtschaftsbetrieb. Nach Abschluss der Schule in Portugal zogen er und seine Frau Carla Pinheiro ins Engadin. Teresa Bivetti war und ist zentrale Figur für die Neu-Ankommenden in der erweiterten Familie. Sie erleichterte dem jungen Paar den Einstieg ins Leben im Engadin, vermittelte Arbeit, half beim Erlernen der Sprache und unterstützte in schwierigen Situationen. Sie sprach mit ihrer Schwägerin konsequent nur Italienisch, die Sprache, die für die Arbeit von Carla Pinheiro nötig war. Nach und nach zogen weitere Familienmitglieder aus der erweiterten Familie ins Tal. Bis heute ist für Teresa Bivetti die innerfamiliäre Solidarität selbstverständlich. Vor sieben Jahren kehrte Carla Pinheiro mit den Kindern wieder nach Portugal zurück. Ihr Mann arbeitete zur Zeit des Interviews nach wie vor im Engadin, immer in der Hoffnung, bald finanziell genug abgesichert zu sein, um zu Frau und Kindern nach Portugal ziehen zu können. Carla Pinheiro kümmert sich dort wenn nötig um ihre Schwiegereltern. Gleichzeitig isst im Engadin ihr jüngster Bruder Pedro da Cunha regelmässig bei Teresa Bivetti. Verwandtschaftliche Reziprozität und Solidarität, die Faist (2000: 20) als Kennzeichen für transnationale Familien bezeichnet, sind hier eine Selbstverständlichkeit und werden auch als solche wahrgenommen. Gemäss den Aussagen der verschiedenen Familienmitglieder drückt sich die Reziprozität hauptsächlich im Wahrnehmen von Betreuungsaufgaben und Hilfeleistungen aus.

Meine Schwiegereltern sind 84 Jahre alt. Sie brauchen mich schon. Letzte Woche musste ich mit ihnen ins Spital. (Carla Pinheiro)

Die Familie ist über mehrere Generationen transnational konstituiert und fördert dies durch ihr Verhalten. Als Pedro da Cunha nach kurzer Zeit in der Schweiz seine Arbeit verlor und wieder nach Portugal zurückkehren wollte, vermittelten ihm seine unterdessen im Engadin wohnhaften Geschwister erneut eine Stelle, so dass er bis heute im Tal geblieben ist. Die Eltern von Carla

Pinheiro und Pedro da Cunha haben ihren Lebensmittelpunkt zwar in Portugal. Zur Erntezeit reisen sie jeweils ein paar Monate nach Frankreich zum Arbeiten, früher hatte der Vater auch kurze Zeit im Engadin gearbeitet. Dort halten sich die Eltern oft für mehrere Wochen auf, um Enkel zu betreuen und ihre Kinder zu besuchen. Das Pendeln der Grosseltern dient hier als innerfamiliäre Strategie, um auf die Angebotslücken in der Kinderbetreuung vor Ort zu reagieren. Unter den Interviewten greifen auch andere junge Eltern auf diese familiäre Ressource zurück. Die transnationale Mobilität der noch jungen Grosseltern verstärkt sich durch die Geburt ihrer Enkel.¹³

Solche familiäre Kettenmigration findet sich in beiden Untersuchungsregionen verbreitet unter den interviewten Portugiesinnen und Portugiesen, aber auch unter Italienerinnen und Italienern aus dem angrenzenden Veltlin. Die über Jahre hinweg praktizierte Kettenmigration schuf im Oberengadin eine grosse portugiesische Bevölkerung. Familienverbände, Nachbarn und Freunde verlegten ihren Wohnsitz in die Region. Durch die Dichte des lokalen sozialen Netzwerkes können viele ihr gewohntes Familienleben ein Stück weit vor Ort weiterführen und sich – wie bereits beschrieben – gegenseitig z.B. bei der Kinderbetreuung oder Arbeitssuche unterstützen. Gleichzeitig pflegen sie enge Kontakte zum Herkunftsland. Nicht selten leben dort Familienmitglieder, die selbst auch schon im Engadin gelebt und gearbeitet hatten und den Kontext kennen. Bei Bedarf reisen diese zur Betreuung ihrer Enkel in die Schweiz. Zurückgekehrte kümmern sich in Portugal um ältere Familienmitglieder aus der erweiterten Familie. Die Ferien in der Zwischensaison erlauben längere Aufenthalte in Portugal und dort die Pflege von Haus, Hof und persönlichen Kontakten. Die engen familiären Bindungen schaffen aber auch Abhängigkeiten und Loyalitätskonflikte. Verwandte helfen in der Schweiz bei der Arbeitssuche, steuern Geld zum Startkapital für eine Firmengründung bei, helfen bei sonstigen finanziellen Engpässen oder bieten in der eigenen Firma eine Arbeitsstelle an.

Man vermittelt einem Verwandten Arbeit, der macht Schulden und die Schulden bleiben dann an der Familie hängen. Am Ende müssen die helfen, die für Anderes gespart haben. (Teresa Bivetti)

Loyalitätskonflikte ergeben sich auf Geber- und Empfängerseite und gefährden eigene Pläne und Ziele. Den einen kommt durch die Unterstützung von Familienmitgliedern das für andere Zwecke angesparte Kapital abhanden.

13 Vgl. Apitzsch und Siouti (2013: 149).

Andere schaffen es aus Loyalität nicht, dem Familienbetrieb, in dem sie ihre erste Arbeitsstelle im Tal fanden, den Rücken zu kehren und die eigene Berufskarriere voranzutreiben. Sie fühlen sich ihren Verwandten verpflichtet. Schliesslich haben diese ihnen zu Beginn ihrer Karriere in der Schweiz geholfen. In der kleinräumigen Umgebung, wo man sich kennt, ist es auch kaum möglich, im Verborgenen auf Arbeitssuche zu gehen.¹⁴ Solche Bemühungen sprechen sich schnell herum und gelangen somit auch zu den aktuellen Arbeitgebern und Verwandten. So mündet der einfache Einstieg in die Arbeitswelt unter Umständen in eine berufliche Sackgasse.

14 Aufgrund dieser Kleinräumigkeit werden an dieser Stelle keine Zitate von Interviewten angeführt. Eine Anonymisierung kann nicht gewährleistet werden.